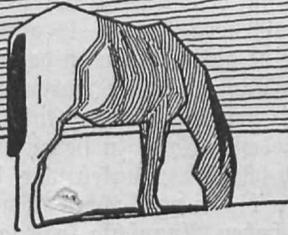


Herzflammen 1931



D. A.

Baltisches Haus- und Jugendblatt.

Bezugspreis: Vierteljährl.: 0,50 Kronen, Aus-
land 0,60 Kr., Deutschland 0,70 Rmk., Lettland 0,80 Lat.

Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigengalte
3 Ct. (Ausland 0,05 Rmk.; Lettland 0,04 Lat.)

Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtsstr. 6.

Geschäftsstelle: Reval'sche Ztg., Reval, Raderstr. 12

Erscheint

einmal monatlich

Einzelnummer 20 Cents.

Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind,
dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein.
Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben.
Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen
und Änderungen vorzunehmen. Einsendungen ohne An-
gabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 8

Reval, 28. August 1931

8. Jahrgang

Wo das Schicksal mit sanfter oder harter Hand einen Menschen hinstellt, da gehört er hin und muß zurecht kommen, wenn es auch noch so schwer ist.

Fenerbach.

Wanja und Lebedew.

Von Wilhelm Rinne.

Es gab zu Onkel Bullis Zeiten zwei Typen von Denschtschiki (Offiziersburschen). Der erste hieß Wanja und diente bei einem höheren Offizier mit zahlreicher Familie. Wanja war ein hübscher, schlanker und anstelliger Bursche mit freundlichen blauen Augen. Er war „Mädchen für alles“, und jedes Glied des Hauses — Hausherr, Hausfrau, Kinder und Köchin — betrachteten ihn als ihr privates Eigentum. Es herrschte die Ansicht, er sei ein unmißiger Tagedieb und Müßiggänger, und jeder tue ein gutes Werk, wenn er ihm einen Auftrag erteile. Frühmorgens hockt er im Korridor auf einem Bänkchen und putzt die Stiefel, die in einer Reihe der Größe nach vor ihm stehen. Noch ehe er damit fertig ist, ertönt die hohe, schrille Stimme der Köchin: „Wanja! mein Gott, wieder kein Wasser, wie soll ich den Samowar aufstellen ohne Wasser?“ Wanja ergreift zwei Eimer, stürmt die Treppe hinunter und ist sogleich wieder da, um seine Arbeit zu beenden. Dann deckt er den Teetisch, stellt die Stiefel des Herrn und der Gnädigen hinter die Schlafzimmertür und trägt die übrigen in das Kinderzimmer.

Die Kinder müssen geweckt werden; sie sind verschlafen und knurrig und wollen nicht aufstehen. Wanja gibt sich alle Mühe, ihre Stimmung zu verbessern, und erzählt ihnen, es sei frischer Schnee gefallen und er werde nachmittags mit ihnen Schlittchen fahren. Er ist den Kindern beim Waschen und Ankleiden behilflich, begleitet sie dann ins Speisezimmer, gießt ihnen Tee ein, streicht Butterbröte und verteilt die Semmeln. Der Hausherr erscheint. Wanja nimmt eine stramme militärische Haltung an und wartet auf etwaige Befehle. Während die Kinder tafeln, packt er die Schulranzen; dann hilft er den Kindern in die Mäntel, zieht ihnen die Galoschen an, hängt sich die Ranzen an den linken Arm und führt das kleinste Mädchen mit mütterlicher Sorgfalt an der Hand. Von der Schule eilt er im Sturmschritt nach Hause, wo er von der Köchin mit Borwürfen empfangen wird, daß kein Holz vorhanden sei. Nachdem diesem Übelstande abgeholfen ist, händigt ihm die Köchin einige Rubel und den Marktkorb ein, in welchem sich eine Anzahl Schälchen und Pöttchen befindet. Sie ermahnt ihn, er

Morgenflammen.

(Sonnenaufgang an der Na bei Wilderlingshof.)

Gelassen walt des Stromes dunkle Breite
durch morgenkühles, dämmertotes Land.
Wie blaßes Kohlenfeuer in der Weite
glimmt nur ein heller Streif am Himmelsrand.

Er wächst und glüht und wird zum Strahlenkranz
und greift in gelblich klare Himmelsräume;
er überfällt den Strom und wirft sich ganz
an seines Ufers nachtergrante Bäume.

Die Sonne rollt aus weißem Dunst hervor
und gleißt wie blanker Brand auf Wolfenfirnen...
Wir aber ziehen lichtberauscht hinaus,
und Morgenflammen wehn um uns're Stirnen.

Elisabeth Goerde.

(Aus der kürzlich im „Baltischen Verlag“ in Riga erschienenen Gedichtsammlung „Nach den Sternen“.)

solle nicht, wie gewöhnlich, wieder vergessen, in welches Gefäß und für wieviel Kopeken er Butter, Sauerkraut, Tworog, Fastenöl, saure Gurken usw. zu tun habe. Auch solle er nicht ohne weiteres jeden Knochen ohne Fleisch oder verdorbenen Fisch annehmen, welche die Markthändler extra dazu beiseite legen, um sie solchen leichtsinnigen, nachlässigen Taugenichtsen in die Hand zu schmuggeln. Vom Markte zurückgekehrt, muß er der Gnädigen das Teebrett mit Tee, Gebäck und Fruchtfaß in ihr Zimmer tragen. Die Gnädige liegt auf der Couchette und ist heute sehr ungnädig. Sie hat gestern ihren Kartenabend gehabt und leidet heute an Migräne. Sie sagt, sie könne das Gepolter seiner harten Soldatenstiefel nicht vertragen. Wenn er nicht wie „gute Menschen“ zu gehen verstände, so möge er auf Strümpfen laufen. Es klinge, als wenn er zu Pferde durch die Zimmer sprenge. Auch solle er der Köchin sagen, sie solle es sich endlich merken, daß die Gnädige bei Kopfweh keinen süßen Himbeerjast, sondern einen saureren wünsche. Mit der Gnädigen ist es aber leichter auszukommen, als mit der Köchin. Dieses ist eine Jungfrau in reiferen Semestern, gelb wie eine Zitrone. Sie leidet häufig an „Fluß“ und trägt dann ein zusammengefaltetes Tuch über dem Ohr und der linken Wange. Ihr fehlen zwei Vorderzähne, wodurch ihre Sprache ungewöhnlich reich an Zischlauten ist. Von den Familiengliedern wird sie schlechtweg „Annuschka“ tituliert, verlangt aber, daß Wanja sie „Anna Stepanowna“ anredet. Wenn sie milde gestimmt ist, was nicht zu häufig vorkommt, schiebt sie ihm ein Glas Tee hin und gestattet ihm, sich am Ende des Küchentisches auf ein Bänkchen zu setzen. Um zu beweisen, daß er die ihm zuteil gewordene Ehre völlig zu würdigen wisse, sitzt er bescheiden nur auf der äußersten Ecke des Bänkchens und bemüht sich, vom Zuckermüßel kleine Stückchen zur „Prifuska“*) mit möglichster Grazie abzubeißen. Ungeachtet der sie trennenden großen sozialen Klüfte läßt Anna Stepanowna sich herab, ihm einen Einblick in ihre glorreiche Vergangenheit zu gewähren. Sie be-

findet sich in der Lage einer entthronten Königin im Exil. Sie hat früher in der Hauptstadt, in „Piter“*) bei einem General gedient. Die Worte „Piter“ und „General“ werden, um das Schwergewicht ihrer Bedeutung besonders zu markieren, wie „P—i—i—iter“ und Genera—a—a—l“ ausgesprochen. Dort hatten sie eine ganze Etage an der Morskaja bewohnt. Außer dem Kammerdiener waren noch zwei Stubenmädchen, zwei Dienstmädchen, der Kutscher und der Koch vorhanden, dessen Gehilfin sie anfangs gewesen war. Da der Koch häufig betrunken war, hatte der General gesagt: „Mit diesen verfluchten Köchen will ich nichts mehr zu tun haben. Annuschka kocht ja so wie so allein, während dieses Luder säuft.“ Hierauf war sie Oberköchin geworden und hatte eine Gehilfin erhalten. Einmal nach einem großen Festessen war die Hausfrau mit der Fürstin Protassowa in die Küche getreten. Letztere hatte ihr die Hand auf die Schulter gelegt und gesagt: „Stepanowna, so eine Pilzpiroge wie heute habe ich mein Lebtag nicht gegessen, so was bringt mein französischer Koch nicht fertig.“ Nur der Tod des Generals und die Übersiedelung der Gnädigen nach Paris hatten sie gezwungen, ihre Stelle aufzugeben. Und jetzt ist sie in der Provinz. Das Wort „Provinz“ wird mit einer Grimasse unbeschreiblichen Ekels ausgesprochen. Hier ist sie umgeben von deutschen und estnischen Unchristen, die weder Heiligenbilder besitzen, noch sich bekreuzigen und während der großen Fasten wie wilde Tiere Fleisch fressen. Sie schließt ihren Bericht mit den Worten: „Dem deutschen Gott scheint so was einerlei zu sein, aber unser Gott duldet das nicht.“ —

Wanja hat sein reges Interesse und volle Zustimmung durch einige bescheidene Bemerkungen bekundet, erhebt sich, verbeugt sich tief und eilt, um den Mittagstisch zu decken. Dann müssen die Kinder aus der Schule abgeholt werden. Nachdem der Tisch abgeräumt und das Geschirr abgewaschen ist, begibt er sich, einen mit Kindern besetzten Schlitten an jeder Hand, zu den Festungswällen. Von dort zurückgekehrt müssen die Kinder, die sich über ihn beklagen, daß sie un gefallen und naß geworden sind, schleunigst mit warmem Tee versorgt werden. Plötzlich ertönt die Stimme des Hausherrn: „Wanja, Wanja, wo steckst du Taugenichts?“ Wanja stürzt ins Kabinett und bleibt in straffer Haltung an der Türe stehen. Es werden ihm mehrere Briefe zur Besorgung eingehändigt, mit der Vermahnung, sie nicht zu verwechseln und Rückantwort abzuwarten. Sowie er das Haus wieder betritt, wird er von der Gnädigen und der Köchin mit Vormürse überschüttet, es sei eine himmelschreiende Nichtswürdigkeit, sich auf den Straßen herumzutreiben, während der Tisch noch nicht gedeckt ist, die Kinder hungern und nicht rechtzeitig zu Bett gebracht werden können. Während des Abendessens erklart die Gnädige, ihre Migräne erfordere frische Luft, sie werde ins Theater gehen. Der Hausherr knurrt: „Wie du willst.“ und Wanja wird nach einem Fuhrmann geschickt. Hinten auf dem Brett des Schlittens stehend begleitet er die Hausfrau ins Theater. Dann muß noch das Geschirr abgewaschen und Wasser

*) Zubiß.

*) Petersburg.

getragen werden. Siernit fertig, stützt er die Arme auf den Tisch und schläft ein Weilchen. Die Uhr schlägt elf und es ist Zeit, die Gnädige abzuholen, mit der er gegen zwölf zurückkehrt. Dann holt er ein Kissen und einen alten Pelz hervor und streckt sich, halb bekleidet, auf der Diele neben der Platte aus. Einen eigenen Schlafwinkel besitzt er nicht, im Sommer schläft er im Vorzimmer hinter der Kleiderknagge, im Winter in der Küche. Auch regelmäßige Mahlzeiten kennt er nicht. Während des Abräumens steckt er einige Bissen in den Mund oder trinkt stehenden Fußes ein Glas Tee. Trotz alledem ist er aber stets freundlich und gut gelaunt und pfeift während der Arbeit einen lustigen „Trepatschok“. Nur Sonntags und während der Fasten ist das streng untersagt. Die Köchin ruft sofort: „Wanja, schämst du dich nicht? Gute Menschen beten zu Gott und du pfeiffst wie ein unchristlicher Deutscher.“

Der zweite Typus des Denschtschik ist das strikte Gegenteil vom ersten. Es ist ein untersejter, härtiger, schmußiger, knurriger Kerl. Er hat nach Beendigung seiner Dienstzeit seinen Posten bei einem unverheirateten Offizieren beibehalten, weil er zu faul ist, ins Dorf zurückzukehren und zu arbeiten. Er wird, seinen Jahren und seinem würdigen Aussehen entsprechend, nicht am Vornamen, sondern am Familiennamen, Petrow, Swanow, Frolow, Lebedew etc. genannt. Er ist der Meinung, er sei mit Arbeit überbürdet und werde fürchterlich mißhandelt. Seine Beschäftigung besteht darin, die Stiefel zu putzen und den Samowar aufzustellen. Nach Fortgang seines Herrn gaßt er eine Zeitlang aus dem Fenster, zieht dann einen alten Lehnstuhl an den Ofen, nimmt den feisten Kater auf den Schoß, gähnt nachdrücklich und schließt die Augen. Er kann sich aber keiner ungestörten, wohlverdienten Ruhe erfreuen, denn schwere Pflichten warten seiner. Er muß das Geschirr, mit dem er das Mittagessen aus der Speisewirtschaft holt, säubern, denn die Wirtin schimpft, wenn sich angetrocknete Speisereste daran befinden. Seufzend erhebt er sich und schabt mit

einem Messer die angeklebten Überreste ab. Dann stüpft er einen Lappen in warmes Wasser, radiert damit die noch vorhandenen Flecken aus und fährt darauf mit dem Ellenbogen darüber. Von der Speiseküche zurückgekehrt, unterzieht er den Inhalt der Menage einer näheren Prüfung und kleinen Korrektur. Er schöpft die Hälfte der Suppe in ein Schälchen und stellt es beiseite. Dann entnimmt er einem Kästchen, verschmizt grinsend, einen Magginwürfel, löst ihn in einer Tasse warmen Wassers auf, gießt es in die Suppe und gibt darauf noch eine Tasse Wasser zu. Von der Fleischspeise wird gleichfalls die Hälfte beiseite gelegt, wobei er das Sprichwort vor sich hin murmelt: „Zuviel Fleisch macht den Hund toll“. Ist Blätter Salat vorhanden, aus dem er sich nichts macht, so mag der Herr ihn haben. Gibt es aber Gurken, die er, wie alle Russen, besonders schätzt, so schiebt er die ganze Portion in sein Schränkchen und brummt: „Wozu soll er Gurken haben? Arbeitet er etwa? Soldaten auf dem Exerzierplatz schänden ist keine Arbeit, das pure Vergnügen.“ Der Herr kommt nach Hause, setzt sich an den Tisch, und das Essen wird aufgetragen. Er kostet die Suppe, spuckt aus und ruft: „Soll das Suppe sein? Das ist das gemeinste Spülwasser! Und Fleisch ist wieder nur ein Stück vorhanden und auch kein Salat.“ Der Bursche blickt ihn frech an und antwortet grob: „Die Suppe habe ich nicht gekocht, und wie sie schmeckt, kann ich nicht wissen, denn unsereiner muß sich mit trockenem Brot und Tee begnügen. Fleisch ist ganz genug da. Die Wirtin sagt, seine Herren, die nicht arbeiten, dürfen nicht viel essen, sie werden sonst speckig.“ Der Herr schlägt wütend mit der Faust auf den Tisch und schreit: „Durak, Esel, Idiot, pack dich zum Teufel.“ Der Bursche wendet sich höhnisch grinsend um und brummt: „Warum soll ich nicht zum Teufel gehn? Der Teufel ist besser als mancher Mensch. Er tut niemandem was Böses, wenn man ihm nicht auf den Schwanz trampelt.“

Der Franzose.

Von Wilhelm Rinne.

Während des Russisch-türkischen Krieges von 1877 traf ich zweimal bei Onkel Pulli mit drei türkischen Offizieren zusammen. Der Krieg hatte Reval völlig unberührt gelassen, und alles ging seinen stillen, gewohnten Gang. Es war daher ein Riesenergebnis, als sich die Nachricht verbreitete, daß in den nächsten Tagen ein Transport türkischer Gefangener zu erwarten sei. Alles was Beine hatte, eilte am festgesetzten Abend zum Bahnhof, um sich dieses Schauspiel nicht entgehen zu lassen. Da die beiden in Reval stationierten Infanterieregimenter sich auf dem Kriegsschauplatz befanden, fielen der Empfang und die Eskorte der Gefangenen der Feuerwehr zu. Dieselbe rückte mit Musik und hochgehaltenen Fackeln an und postierte sich auf dem Bahnsteig. Die kühnen Mienen der kurzbeinigen, dicken Bäcker und Schlächtermeister der Freiwilligenkolonne bekundeten Verwegenheit und unbeugsame Entschlossenheit, ihre gute Stadt vor überrumpelung durch wilde Janitscharen-Horden bis auf den letzten Bluts-

tropfen zu verteidigen. Die gefürchteten Würger machten einen recht flüchtigen Eindruck. Blasse, abgemagerte, farblose, frierende Gestalten, in abgekodderte Mäntel, Decken und Tücher gehüllt, oder auch nur mit einem zerlumpten Uniformskittel bekleidet. Unter den vielen Trägern des roten Fes fielen einige hochgewachsene, schlankte Gestalten mit weißem Turban, vermutlich Araber, auf. Vor dem Bahnhof in einer Kolonne von je vier Mann geordnet, flankiert von Fackelträgern und entschlossenen Männern mit blinkender Streitart in der nervigen Faust, setzte sich der Zug in Bewegung. In den darauffolgenden Tagen begegnete man Trupps von 15 bis 20 Gefangenen, die in Begleitung weniger Wächter zur Arbeit geführt wurden. Auch traf man türkische Offiziere, die ohne Bewachung in den Straßen umherspazierten. Dieses versetzte die Mütter unserer ehrbaren Stadt in die größte Aufregung. Es war klar, daß die Schuljugend, besonders die Backfischen, in größter Gefahr schwebten. Mit

Alle Briefe.

Kennst du den geheimen Zauber,
Der aus alten Briefen weht?
Ließen sie dich nicht empfinden,
Wie das Leben stille steht?

Wie es dich zurückgeleitet
In ein fernes Jugendland,
Wie es dir das Herze weitet
Und dein ganzes Fühlen spannt?

Andachtsvoll mit schenem Bangen
Senkst du dich in Leid und Glück.
Und, noch lange träumbefangen
Trägst du Jugendland im Blick.

M. M.



Sinzuziehung der zugehörigen Tanten wurde Kriegsrat gehalten und Verhaltensmaßregeln wurden entworfen. Es war unverzeihlich und unverantwortlich, Geschöpfe, deren Spezialbergnügen darin bestand, bis an die Knie in Blut zu waten, mit so unzulänglicher Bedeckung durch die Straßen zu führen. Noch empörender und unfassbarer war es aber, daß man diese heutigetierigen Offiziere frei und unbewacht umherstrolchen ließ. Es handelte sich doch um keine Christen, sondern um Muhamedaner, Asiaten, die ihre verworfenen Haremsallüren schwerlich aufgeben würden. Es wurde beschlossen, daß Wackfische die Straße nur unter den Fittigen einiger strammen Tanten, im Notfall nur einer gesinnungstüchtigen, kampfgestählten Tante, betreten dürfe, auf deren Qualität und Quantität unsere alte Stadt damals stolz sein dürfte. Sollte aber ein böses Geschick einen unbeschirmten Wackfisch in den Bereich der türkischen Gefahr führen, so habe derselbe unverzüglich in die nächste Querstraße zu entweichen, oder im zuerst erreichbaren Hausflur abzuwarten, bis die Luft wieder rein sei.

Von den drei Offizieren, mit denen wir bei Dunkel Pulli Tee tranken, machten zwei, die nur mühsam etwas französisch radebrechten, einen ziemlich einfachen, wenig intelligenten Eindruck. Der dritte hingegen, eine hübsche, schlanke, brünette Erscheinung, war ein vollendeter Weltmann. Er sprach recht passabel deutsch und fließend französisch, und erzählte, er habe zwei Jahre in Paris eine höhere Kriegsschule besucht und darauf ein Jahr im deutschen Heere gedient. Er erhielt von uns den Spitznamen „der Franzose“. Dunkel Pullis und unsere Beherrschung des Französischen war nicht völlig einwandfrei. Dunkel Pulli behalf sich mit seinem, Brocken aus allen Sprachen enthaltenden Seemannsjargon, den er, um französisch vorzutäuschen, möglichst durch die Nase aussprach. Wir Jungen bedienten uns einer deutsch-französischen Sülze. Trotz alledem ging die Unterhaltung, abgesehen von einigen komischen Mißverständnissen, ganz flott. Die Türken konnten sich nicht genug darüber wundern, daß sie sich hier in Rußland in einer der Bauart und dem ganzen Habitus nach völlig deutschen Stadt befanden, in der kaum ein Mensch Russisch verstand. Ihre Kenntnisse von Rußland waren dieselben, wie sie sonst wo außerhalb Rußlands zu sein pflegten. Rußland war ein nordi-

sches, ekelhaft kaltes Niesenreich. Es besaß drei Städte, im Norden Petersburg, wo Peter der Große gelebt hatte, in der Mitte Moskau, wo Ivan der Schreckliche gelebt hatte, im Süden Odessa, wo viele Türken und andere Ausländer lebten. In Petersburg durchstreiften abends Rudel von Wölfen die Straßen, sodaß man das Haus nur unter starker Kojakenbedeckung verlassen konnte. In Moskau war es nicht ungewöhnlich, daß ein Bär in die Küche trat und der Köchin, freundlich brummend, die Bratpfanne aus der Hand nahm. In Odessa schmuggelten die schlauen Griechen den betrunkenen russischen Kaufleuten das Geld aus der Tasche. Gleich hinter Moskau begannen die verschneiten Wälder und Steppen Sibiriens, die von Eisbären, Wölfen und einigen Sträflingen besiedelt waren. — C'est tout. — Durch ihre Bekanntschaft mit den Schülern erhielten die Offiziere Eintrittskarten zur Schlittschuhbahn. Es erschienen ihrer vier, die, da sie nicht liefen, auf und ab promenierten und sich die ungewohnte Sache ansahen. Sehr bald erkannte „der Franzose“ die Bedeutung und Nützlichkeit der Stoßschlitten. Er bemächtigte sich eines solchen, steuerte damit auf einen auf der Bank sitzenden Wackfisch los, verbeugte sich, und wies auf den Schlitten. Der Wackfisch errötete geziemend und warf der dejourierenden Cistante einen fragenden Blick zu, der mit einem gnädigen Kopfnicken erwidert wurde. Im Bewußtsein, die Zielscheibe aller Blicke zu bilden, hielt der verwirrte Wackfisch den Muff vor das Gesicht und begab sich trippelnden Schrittes zum präsentierten Schlitten. Sogleich schien eine lebhafteste Unterhaltung im Gang zu sein; der „Franzose“ zeigte seine hübschen, weißen Zähne, das Dämchen wandte sich auf ihrem Sitze um und blickte in das über sie gebeugte Gesicht. Die vereidigte Tante schien sichlich heunruhigt; sie rückte auf ihrer Bank hin und her und begann, wenn der Schlitten sich näherte, mit der Hand Zeichen zu geben. Als dieselben unbeachtet blieben, erhob sie sich resolut, kreuzte die Bahn mit festen Tritten und nahm nahe dem Eingang Posto. Die Möglichkeit zu einer Entführung war verpaßt, denn der Weg führte nur über ihre Leiche. Dann streckte sie die Hand mit dem Muffe wie einen Wegweiser vor und rief „assez“. Der Schlitten hielt, der Wackfisch erhob sich und reichte dem „Franzosen“ die Hand. Derselbe hielt das kleine Pfötchen umschlossen und sprach lachend weiter. Dann verabschiedete er sich, trat mit einer Verbeugung auf „madame“ zu, der er galant einige Dankesworte, Komplimente und Nettigkeiten sagte. Um den herben Mund der Cistante verbreitete sich ein verschämtes Lächeln, und beim Abschied durfte er zwei lange, ihm wie eine Papiersehne entgegengestreckte Finger drücken. Die Heldin des Tages wurde sogleich von ihren Schulkameradinnen und Bekannten umringt und mit einer Unzahl von Fragen bestürmt, die sie unmöglich alle beantworten konnte. Nach einigen Tagen verbreitete sich das Gerücht, der „Franzose“ sei der Sohn eines souveränen arabischen Scheich, der die Absicht habe, seine Erkorene als Lieblingsfrau mit sich in seine Heimat zu nehmen. Böse Zungen behaupteten, der Wackfisch sitze täglich rittlings auf der gewölbten Sofalehne, um sich für Wüstenritte auf Kamelen beizubereiten.

Unser „Bootchen“.

Von Herta Hartmann.

Die schönste Zeit unserer Kindheit waren immer die Sommerferien, die wir auf dem Lande verbrachten — und es war das unvergeßlich Gelle darin weniger die Natur, als vielmehr die Wesen und Dinge, die in ihr waren und die, durch ihr bereitwilliges Einfügen in unsere Spiele und Phantasien, nah und unser wurden.

Da waren zuerst die kleinen Kägen auf dem Stall, die gemüthlichen, breiten, sonnenwarmen Heuschuber und die liebe Sonne selbst, die ihr funkelndes Gold in jeden Winkel goß und ihn zum Wunderland machte. — Da waren die Blumen. — Aber das Blumenpflücken ist nur für den Menschen eine Freude, weniger für die Blumen selbst — das dachte man damals nicht so klar, aber man fühlte es irgendwie, und von irgendwoher stand darüber das Gesetz: Blumen, die am Weg blühen, darf man nicht pflücken! — Jetzt erscheint der Gedanke märchenhaft, damals war er Wirklichkeit und Ernst. —

Da war noch die weite Insel mit den Erlengruppen, die sich gutmüthig unseren Wünschen fügten und sich bald in Schlösser, bald in Höhlen oder Berge verwandelten. — Da war zuletzt der Fluß mit dem Teich. Aber obgleich er weder tief noch gefahrvoll war, stand er uns doch ferner, hatte sich eine gewisse Reserviertheit uns gegenüber bewahrt, denn er fand keine Zeit auf uns zu achten in seinem steten Vorsichingleiten. —

Aber ein Sommer brachte etwas Besonderes, das mit dem Fluß in enger Beziehung stand und ihn uns dadurch etwas näher rückte. Eines Tages lag ein kleines, graues Boot am Ufer, das die Form eines schmalen, niedrigen Kastens hatte, mit zugespitzten Enden. Es war mit einer Kette an einen Baum geschlossen und erschien uns häßlich und alt und schien nichts Erfreuliches zu bedeuten, sah uns fremd an und stieß, wie in Verlegenheit, mit seiner Spitze immer wieder ans Ufer. In unser Staunen hinein klang die Stimme des alten Verwalters Lint, und in seiner geruhigen, oft wortfargen Art erklärte er alles mit zwei Worten — er sagte: „Mein Bootchen,“ und das klang fast stolz. So gab er dem Boot einen Platz und ein Recht auf seine Anwesenheit und wir nahmen es mit in den Kreis der Dinge auf, die wir täglich erlebten. — Doch schien das Boot nicht verläßlich — das sah man erstens an der Art, wie es neugierig durch das Gras des Ufers lugte und dann heimlich zur Seite glitt, als hätte es seine ganz besonderen Gedanken, die wider Kette und Gebundensein gingen; zweitens zog es viel Wasser ein und drittens — hatte es keine Ruder. Es waren einmal welche dagewesen und wieder verschwunden, — auch legten wir oft die schönsten Stöcke als Ruder hinein, aber auch diese verschwanden meistens irgendwie, denn diese Dinge litt das Boot nicht in sich und benutzte jeden unbewachten Augenblick, um sich ihrer zu entledigen. — Kleine Ursachen haben oft große Wirkungen, und aus kleinen Versehen flicht sich oft schweres Schicksal zusammen. Das sollte auch das kleine Boot erleben. — Nach einer Fahrt hatte Lint — wohl seine leichtsinnigen Wünsche

nach Freisein erratend — es ans Ufer gezogen, ohne es anzufetten, und da begann das Unrecht und seine Folgen: bald schon war es denn auch ans andere, flache Ufer des Teiches geschwommen. Lint sah mit schwerem Blick über das Wasser und in der Sympathie für sein Boot, die ihn blind machte für dessen Fehler, hatte er nur den Wunsch diese Freveltat zu entschuldigen, und rief uns entgegen: „Sie ha'm losgelassen!“ „Niemals!“ riefen wir mit gutgespielter Empörung, „das hat es selbst getan!“ Und dabei beeilten wir uns, innerlich froh die günstige Gelegenheit benutzen zu können, um hineinzuklettern. Das ließ es mit einiger Ungeduld geschehen, in dem richtigen Gefühl, daß wir es in seiner Freiheit doch nicht beschränken konnten, denn es fühlte sich entschieden als das die Situation Beherrschende und fügte sich uns nicht aus Unterwürfigkeit, aber gleichsam wie ein Stärkerer sich manchmal zum Scherz in die Kraft eines Beringeren gibt, zur Freude des letzteren. Und um diesen Umstand und unser Verhältnis zueinander von Anfang an klarzustellen und zu regeln, schwamm es bald hierhin, bald dorthin, stieß bald ans Ufer oder ins dichteste Schilf und vermied auffällig die Richtung, in die wir es lenken wollten. Als es uns von seiner Überlegenheit überzeugt zu haben glaubte, fügte es sich williger unseren Wünschen und glitt ruhig fluslaufwärts. Da legte sich ein schmaler Steg quer über den Fluß, und um weiterzukommen, wollten wir erst das Boot darunter durchschieben und nachher selbst dann darüber hinweg ins Boot klettern. Um das zu können, hängten wir uns mit den Händen an den Steg... Darauf schien das Boot nur gewartet zu haben, denn es schoß pfeilschnell unter uns hinweg und in schadenfroher Eile den Weg zurück, den wir gekommen waren, und ließ uns hängen. Zum Glück war das Wasser nicht tief, und watend erreichten wir das Ufer. — Als wir an den Teich kamen, lag das Boot schon dort und Lint stand am Ufer und sah besorgt darauf hin, denn er sah in dem flachen steinigen Fluß mehr Gefahren für das Boot als für uns. — Mit leise klatschenden nassen Kleidern schlichen wir möglichst unbemerkt vorüber, denn es lag in unserem Interesse, uns vor Lint im besten Licht zu zeigen, weil die Bootsfreunden und

Vom Turme.

Nur Wölkchen und Schwalben
Hoch, hoch hier im Blau,
Tiefdrunten das Meer — fernleuchtend die Au —
Die Wipfel der Bäume im Abendschein —
Auf einsamer Höhe, so ganz allein —
Rings um mich Stille, wie rein — wie weit! —
Traumhaftes Sein ohne Raum, ohne Zeit —
Zubelnde Schwalben segeln vorbei.
Auch meine Seele, so leicht — so frei,
Als flöge ich mit in unendliches Glück — — —
D müßt ich nie mehr in den Alltag zurück!

Marie v. Gernet.

Wunsch.

Und reife Felder sah ich liegen,
Und durch den Abend sang das Meer...
In meiner Birke war ein Wiegen,
Ein Rauschen, wie von altersher.

Rausch immerzu, nie sollst du schweigen
Und breite aus dein Laubgeflecht,
Um kühlend dich herabzuneigen
Dereinst auf's kommende Geschlecht.

Und nie verstumme hier am Strande,
Dem blumigen, der Wellenschlag,
Und auf dem Meer und auf dem Lande
Soll Arbeit sein und Feiertag.

Und aus den alten Ackerhollen
Wög' immer neue Saat erstehn —
Und Augen voller Liebe sollen
Weit über eigne Erde gehn.

Erica v. Rosen.

seine Günst auf's engste miteinander verbunden waren. — Mit der Zeit wuchs der Übermut des kleinen Bootes ins Unglaubliche und es schwamm frei im Teich umher, bald an das eine, bald an das andere Ufer, und wenn man es brauchte, lag es gewöhnlich mitten im Teich.

Bekanntlich sind Sorgenkinder ihren Besitzern die liebsten — das erklärt Lints Neigung für das kleine Boot. Diese fand aber leider keine Erwiderung, denn nur ungern ließ es sich von ihm einfangen und trug es ihn auf seinen Fahrten. Einmal erzählte er ärgerlich, es sei plötzlich schief über einen großen Stein gefahren und hätte ihn hinausgeworfen. Wir lachten, und das schlimme Boot lag da und sah grau und trozig aus. Es war jeder ernstern Betätigung und Unterordnung feind, und besonders wenn Lint seine Netze hineinlegte, hatte es dieses bittergraue, fast haßerfüllte Aussehen. Ungleich lieber schwamm es mit uns und beilte sich immer, uns schnell aus dem Bereich aller Blicke zu tragen, denn unsere Einfälle und sein leichter wilder Sinn harmonierten besser. — Es war an einem sonnengoldnen Vormittag, als wir lesend im Garten saßen, da kam Lint in Eile und Aufregung heran und uns der Reihe nach ansehend rief er: „Wo ist Bootchen?“ Das klang wie Schreck und Vorwurf und eine Forderung zugleich. Wir fühlten sofort die Pflichten, die uns unsere Freundschaft mit dem kleinen Boot auferlegte, und nahmen bereitwillig unseren Teil der Sorgen um das Boot auf uns, sprangen auf und eilten an den Teich, und da sahen wir, daß das leichtsinnige kleine Boot daraus verschwunden war. Das war bis jetzt noch nicht vorgekommen, und wir waren nicht weniger entsetzt darüber als Lint, der uns langsam gefolgt war und nun, — als er sah, daß wir ganz unschuldig an der unüberlegten Tat des „Bootchens“ waren, ohne viel Worte ans Suchen ging. Wir halfen ihm redlich dabei und liefen am Ufer des Flusses hin und her und schauten in jedes Gebüsch. Als wir wieder an den Teich kamen, bemerkten wir erst, daß Lint ebenfalls verschwunden war. Nun standen wir, sahen den Fluß entlang und warteten in einer unglaublichen Stille, die an den Nerven zerrte

und die nichts unterbrach, als ein leises Knistern zuweilen, wie wenn ein kleiner Zweig bricht — das eigentümliche Geräusch jeder Stille in der Natur. — Unsere Empfindungen und Gedanken fühlten wir wie straffgespannte Saiten, die alle flüßaufwärts liefen und unsere Blicke mit sich zogen. — Da tauchte in der Ferne ein dunkler Punkt auf, der wuchs und näher kam, und bald erkannten wir das kleine Boot und Lint, der darin saß, ohne Ruder und sich vom ruhig gleitenden Fluß herantrug. „Lohengrin!“ sagte da eine von uns, und unser befreiendes Lachen zerriß die Spannung des Augenblicks. — Seit dieser Zeit war das Boot angekettet, und als einmal meine Schwester und die Cousine eine weitere Fahrt unternehmen wollten, war es daher nötig, Lint um Erlaubnis zu fragen. Das war aufregend, denn daran konnte die Freude leicht zerbrechen. — Lint saß in der Leutestube und trank seinen Nachmittagsstee. Er trank sehr viel Tee und schien dann immer besonders guter Stimmung zu sein. Wir schlichen uns etwas besangenen hinein und stellten uns im Halbkreis um ihn auf. Lint schien nichts zu hören noch zu sehen, er beachtete uns mit keinem Blick, trank und schaute zum Fenster hinaus. Er schien eine Art geistige Tarnkappe zu besitzen, die die Eigenschaft hatte, Welt und Wesen um ihn her auszulöschen und ihn darüber hinaus zu erheben, und er benutzte sie manchmal, vielleicht aus unbewusster Verlegenheit, oder um uns in unserm Tun nicht zu stören, oder sich allem Unangenehmen zu entziehen. Außerer Anzeichen dieses Zustandes war, daß er manchmal nichts und niemand und besonders uns nicht zu sehen schien. Wir hatten uns vorgenommen, zu gleicher Zeit zu sprechen, das sollte unseren Mut erhöhen und den Eindruck, den unser Wunsch auf Lint machen sollte. So sagten wir denn laut: „Wir möchten eine weite Fahrt machen, ach, bitte, dürfen wir Ihr kleines Boot nehmen?“ Stille... Lint war wie in Erstarrung versunken, um ungestört über das Für und Wider dieser Fahrt nachdenken zu können. Es war ein Schweigen, das vor der Kleinigkeit unseres Wunsches, in seiner Größe und der Wichtigkeit, die er ihm beimaß, insäglich komisch wirkte. — Ein unterdrücktes Richern wurde hörbar, das aber wie der Dampf aus Lints Teeglas aufstieg und wieder leise verhauchte. Der Moment war doch zu spannend, das Ergebnis so schwer voranzusehen. Freude und Enttäuschung hielten einander zu sehr die Waage. In Lints Macht war es gegeben, darüber zu entscheiden, und er schien sich darin wohl zu fühlen und den Augenblick ins Unendliche ausdehnen zu wollen. Dann plötzlich — gleichsam ohne Blick und Gedanken aus den früher eingeschlagenen Bahnen zu lenken und doch mit einem Klang in der Stimme, der unsere Freude voraussetzte, ein gewährendes: „Nu, nehmen S'!“ — Ein Jubelruf, — ein Stürmen zur Tür, und fort waren wir. — Das Boot hatte wieder kein Ruder und schnell entschlossen holte meine Schwester zwei Besen aus der Küche, einen für sich, den anderen für die Cousine, und unter lauten Abschiedsrufen verließ das Boot den Teich und glitt mit ihnen davon. — Von dieser Fahrt, die fast zwei Stunden dauerte, hörte ich nie etwas Genaueres und sie hatten nichts mitgebracht, außer zwei gelben Wasserrosen mit unendlich langen Stengeln, die sie ins Gras

legten und die öfter schon in diese Lage gekommen sein mußten, denn sie schienen daran gewöhnt, sanken gleich ganz in sich zusammen, wie an den Boden gedrückt, und waren so schwach, daß sie sich weder in der Hand noch im Wasser aufrecht halten konnten. Das sei von der heißen Luft und weil sie dieselben mehrmals aufs Ufer hätten legen müssen und manchmal das Boot verlassen mußten, um es über Strudel und seichte Stellen schieben zu können, und einmal sei es dabei umgeschlagen. Das erklärte ihre nassen Kleider. Sonst liebten sie darüber nichts mehr zu sagen und verhielten sich einige Tage lang etwas kühl dem kleinen Boot gegenüber.

Dieses aber lag am Ufer mit einem Ausdruck tiefster Zufriedenheit. Da es einmal selbständig den Weg aus dem Teich gefunden hatte, kam es nun immer wieder vor, daß es denselben heimlich verließ und spurlos verschwand. Wir haben es dann immer wieder aufgesucht, während Lint in der Ferne dann und wann auftauchte, uns beobachtend und unser Tun verfolgend. So kam es, daß er allmählich die Sorge für das kleine Boot fast nur uns überließ. Oft, wenn es in den anderen Fluß schwamm, haben wir es über eine schmale Sandbank in den Teich zurückgeschoben; das machte Mühe und Vergnügen, dem Boot ebenfalls, und mit vereinten Kräften gelang es immer gut. Gewöhnlich sah Lint von fern dem Treiben zu. Er schaute teils mißgestimmt, teils mit Interesse auf unsere Freundschaft mit seinem Boot, und diese gemischten Empfindungen kamen uns zugut. —

Als aber der Herbst kam, und die andauernden Regengüsse das Wasser anschwellten, sollte das Schicksal unsre Boot ereilen. In einer Nacht hatte es sich wieder einmal so zum Scherz nur von dem Wasser hinaus-tragen lassen wollen, in der festen Überzeugung, daß wir es schon suchen und finden würden, und das wurde ihm zum Verhängnis. — Als wir es am nächsten Morgen vermißten und überall suchten, fanden wir es nirgends. — Merkwürdigerweise beteiligte sich Lint nicht beim Suchen, sah uns auch nicht zu, sondern ging gelassen seiner Beschäftigung nach. Er hatte das kleine Boot wohl aufgegeben und verschmerzt. — Es blieb auch verschwunden, die wildgewordenen Wasser hatten es weit mit sich fortgerissen, und wir sahen es niemals wieder ...

Leid und Freud der Auslandsdeutschen.

416. Die Arbeit am Aufbau deutscher Schulen in Südslawien schreitet rüstig voran. Die Eröffnung der privaten Lehrerbildungsanstalt zu Beginn des neuen Schuljahres — 1. September — ist gesichert, nachdem die Geldsammlung unter den Deutschen des Landes über alles Erwarten erfolgreich war. Obgleich die Sammlung in der für den Landwirt ungünstigsten Zeit vor der Ernte durchgeführt werden mußte, sind bisher nicht weniger als 3 Millionen Dinar eingegangen, das sind 205.000 RM., und man rechnet damit, daß weitere 1,5 Millionen noch aufgebracht werden. Damit kann nicht nur das Stiftungsvermögen auf 2,5 Millionen Dinar bemessen werden, es sind vor allem auch schon die Mittel für das erste Schuljahr vorhanden.

Ich möchte sterben ...

Ich möchte sterben, wenn die Rosen blühen,
wenn alle Gärten voller Vogelsang,
und alle Falter dunkler, heißer glühen
von eines Lebens starkem Überschwang.

Ich möchte sterben, wenn der Blumen Duft
wie ein Gebet zum sommerhellen Himmel steigt,
und eine Sehnsucht schwingt in Blatt und Luft,
und sich voll Demut hin zur Erde neigt.

Ich möchte sterben, wenn ich sterben muß,
wie Blumenruf im ersten Morgenschein,
es sei mein Sterben wie ein heller Gruß,
und nicht voll Tränen, nicht voll schwerer Pein.

Theodor Westrén=Doll.



417. Am 1. Jan. 1929 gab es in Litauen nach der amtlichen Statistik 35.093 Deutsche, das sind 1,62% der Gesamtbevölkerung.

418. Als am Mittwoch, den 8. Juli, uniformierte Aufständische nach einer militärischen Übung durch Siemianowicz (Dberschlesien) zurückzogen, schlug eine Gruppe von 20 Mann mit Stöcken jeden Passanten blutig, der deutsch sprach, und zwar unter Rufen „Die Deutschen und Kommunisten müssen hier raus.“ Als aus einigen Fenstern Hilferufe ertönten, warfen die Aufständischen mit Ziegelsteinen die Fenster ein. Sechs Personen mußten ins Krankenhaus eingeliefert werden; die Polizei erschien erst, als alles vorbei war, und konnte nur noch wenige von den Tätern verhaften.

419. Ministerpräsident Zorga erhielt in Karasch (Banat) einen eindrucksvollen Empfang durch die deutsche Einwohnerschaft. Der Ministerpräsident führte in seiner Ansprache aus, es sei der große Augenblick gekommen, wo der Thron den Frieden zwischen allen Rumänen und Staatsbürgern des Landes habe verkünden können. Zorga wandte sich in deutscher Sprache an die deutsche Einwohnerschaft und legte dar, was ihre Pflicht dem gemeinsamen Vaterlande gegenüber sei, und erinnerte daran, daß im Jahre 1919 die Vertreter der Sachsen ein in die rumänische Sprache übertragenes Buch überreicht hätten: „Wer sind und was wollen die Sachsen in Siebenbürgen“, und ihn gebeten hätten, wenn er in diesem Buch ein Wort gegen Rumänien und seine Interessen finde, solle er es streichen. Er, Zorga, habe es aber unverändert drucken lassen und sogar mit einigen Worten der Empfehlung begleitet.

420. Bei der im Dezember 1930 vorgenommenen Volkszählung wurden in Böhmen 7.109.221 Einwohner gezählt. Davon waren 91.176 Ausländer. Die tschechoslowakischen Staatsangehörigen gliedern sich nach der Volkszugehörigkeit wie folgt (in Klammern die Zahlen aus dem Jahre 1921): Tschechen 4.714.719 (4.382.816), Deutsche 2.273.138 (2.173.238). Seit dem Jahre 1921 haben also die einzelnen Völker folgendermaßen zugenommen: Tschechen um 331.903 (7,57%), Deutsche um 99.899 (4,6%). Von je 1000

In Dorpat

nehmen Bestellungen auf die „Herbflammen“ entgegen die Buchhandlungen

**J. G. Krüger und
R. Meißner.**

Bestellungen auf die „Herbflammen“ nehmen in

Arensburg

entgegen: die Kanzlei des Deutschen Gymnasiums werktäglich von 10–1 Uhr vorm.; die Buchhandlung Wally Sohn und die Deutsche Bäckerei.

tsechoslowakischen Staatsangehörigen waren also der Nationalität nach (in Klammern die Zahlen aus dem Jahre 1921): Tschechen 671,8 (666,4), Deutsche 322,9 (330,4).

421. Die Stadt Hohenstadt in Nordmähren hatte im Jahr 1880 2940 Einwohner, und zwar 2082 Deutsche und 858 Tschechen. 20 Jahre später betrug die Einwohnerzahl 3011, davon 2317 Deutsche und 694 Tschechen. Bei der jüngsten Volkszählung im Dezember 1930 wurden in Hohenstadt einschließlich der angegliederten Gemeinde Krummbach 6235 Einwohner gezählt, von denen 4215 Tschechen und 2001 Deutsche waren. — Diese Bevölkerungsverchiebung ist lediglich durch die planmäßig betriebene Tschechifizierung zu erklären.

Rätsellede.

Silberrätsel von „Azy“.

au — cel — cel — ci — des — di — di — dorf —
e — en — fant — he — i — id — ka — kand —
ko — land — le — le — ler — li — lo — lu — mah —
man — me — mus — now — phag — pie — po — ra —
ra — ri — rings — ro — rous — run — sans — far —
se — sou — te — ten — tis — to — tor — u — uh —
wad — za — ze — zel.

Aus den vorstehenden 54 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch der Jungfrau von Orleans ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Ehemalige deutsche Kolonie.
2. Deutscher Dichter.
3. Gattung des Liedes.
4. Stadt in Pommern.
5. Fluß in Indien.
6. Steinsarg.
7. Berühmter Physiker.
8. Form der Herrschaft.
9. Dichtgüter.
10. Größe, aus welcher die Wurzel zu ziehen ist.
11. Berühmtes Königsschloß.
12. Stadt in Hannover.
13. Badeort an der deutschen Ostseeküste.
14. Komponist.
15. Staatenbund.
16. Französi. Philosoph.
17. Hornähnlicher Stoff.
18. Phantastiegebilde.

Abonnements auf die „Herbflammen“ nehmen entgegen: die Geschäftsstelle der „Revalschen Ztg.“ (Reval, Raderstr. 12); alle Staatspostanstalten im Inlande, in Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland und Schweden; außerdem: in Arensburg: Wally Sohn; in Dorpat: J. G. Krüger Buchhandl.; F. Bergmann Buchhandl.; in Fellin: Buchhandlung Ring; in Hapsal: G. Keller; J. Koppel; in Narva: N. v. d. Bellen, Westwall-Str. 16; in Pernau: E. Treusfeldt; in Reval: F. Wassermann; Kluge & Ströhm; in Walk: Fr. Rehmann; in Weissenstein: R. Seidelberg; in Werro: Buchhandlung Songi und die Druckerei Walter Pohlat u. Ko.; in Wesenberg: Frau Montewicz (Langstraße 41) und die Buchhandlung Joh. Sarap (M. Saar). Dasselbst auch Anzeigenannahme und Verkauf von Einzelnummern.

Magisches Quadrat.

16 Felder. Bedeutung der Wörter: 1. Schmuck des Mannes. 2. Lied. 3. Berg in der Schweiz. 4. Gegensatz zum Ganzen.

Besuchskartenrätsel.

Franz Traue

Welchen Beruf hat der Herr?

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 7.

Waagerecht: 1. Neruda. 7. Orfner. 12. Inf. 13. Entente. 16. Me. 18. Page. 19. Stab. 21. il. 22. Koks. 24. Elen. 26. Voit. 28. Ludor. 31. Tube. 33. Erwin. 35. Not. 36. Kalif. 38. Abt. 40. Tal. 43. do. 44. mordoré. 45. Oh. 46. es. 48. Ewe. 49. Kai. 50. Lu. 51. Tufan. 53. Ufa. 55. Düna. 58. Jfar. 59. Beere. 61. Magd. 62. Tigris. 64. Leer. 68. Arhä. 70. Aida. 71. Sn. 72. Jsa. 74. animato. 76. Hai. 77. Strafe. 78. Emmaüs.

Senkrecht: 1. Ninive. 2. Ena. 3. R. F. 4. Deaf. 5. Angst. 6. le. 7. Otter. 8. Real. 9. Ia. 10. Gli. 11. Relief. 18. Poti. 20. Beta. 22. Kiwa. 23. Odo. 25. Null. 27. Orpheus. 29. Intrene. 30. Ottomar. 32. Bildung. 34. Namen. 36. Kleid. 39. Bow. 41. Ara. 47. Stat. 50. Lear. 51. Tigris. 52. Uroa. 54. Feh. 56. Uinea. 57. Adonis. 59. Bohne. 60. Elite. 63. Graf. 65. Edom. 67. Ost. 69. si. 70. Na. 71. Sau. 73. Ar. 75. Ma.

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 7.

1. Eitland.
2. Stendal.
3. Talent.
4. Lettland.
5. Anstand.
6. Messel.
7. Delta.

Wichtige Lösungen der Rätsel in Nr. 6 wurden uns zugesandt von Magda Cordes, Reval.

Briefkasten.

D. B. in Hapsal. Besten Dank für Ihren Brief und die Skizze, die von viel Gefühl und Hingebung, auch von der Fähigkeit, einen treffenden und wohlklingenden Ausdruck zu finden, zeugt, aber, wie Sie selbst richtig meinen, doch nicht ganz zu dem Geist der „Herbflammen“ paßt, da sie etwas schwül und — verzeihen Sie! — ein wenig defadent anmutet. Das Märchen kommt wohl noch in diesem Jahr, vielleicht im September oder Oktober.

„Azy“. Besten Dank für das Rätsel, das wir mit einigen Änderungen bringen, da Sie allzu viele Fremdwörter, darunter einige sehr spezielle Termini, verwenden.

E. v. R. — Katharimental. Wir danken herzlich für die Überendung der Erzählung, die wir jedoch leider nicht aufnehmen können, da sie zu lang ist. Das Manuskript bitten wir gelegentlich abholen zu wollen.

E. v. R. — Hapsal. Herzlichen Dank!

|||| Für die Einzelabonnenten liegt die Nr. 5 des 8. Jahrgangs des Jung-Roland bei.